

Nr. 58. Bromberg, den 27. März 1926.

Pieter Mörs' Erbschaft.

Roman von Hans Hermann Richter.

(1. Fortsetzung.) ——

„Der selige Herr sprach immer davon, daß sein Neffe auf Reisen wäre," sagte Herr Flügge leise zum Justizrat, aber Pieter hatte es gehört und nickte eifrig.

„Da hat der Onkel schon recht gehabt, ich bin mit'm Seilschipp gefahren und nur eben mal nach Hamburg aufs Seemannsamt gewesen; da haben sie mir den Brief da gegeben."

„Das hat alles seine Richtigkeit, Herr Flügge," sagte der Justizrat, „und widerspricht auch gar nicht dem, was mir Herr Mende erzählt hat und was in seinem letzten Willen zu lesen ist. Es ist unsere Schuld, wenn wir uns manches anders gedacht haben!"

Er setzte ein feierliches Gesicht auf und trat zu Pieter Mörs hin.

„Ich begrüße also in Ihnen, Herr Jan Pieter Mörs, den rechtmäßigen Erben des Herrn Jan Pieter Mende."

Er kramte rasch in seiner Schublade zog ein Papier heraus, setzte umständlich die Brille auf und las dann:

„Sie sind somit Besitzer der Villa bei Pelle mit Park, Stallung, Fischereigerechtsamen, Inventar, Wagen und Pferden, der Anteile an der brasilianischen Goldwäscherei, die hier mit zwölf Millionen Mark deutscher Währung angegeben sind, des Stadthauses des Herrn Mende mit Inventar in Rio de Janeiro, im Werte von fünfhunderttausend Mark, und des auf der Reichsbanknebenstelle hier in Pelle niedergelegten Barvermögens von noch zwei Millionen, teilweise in Papieren angelegt, zum kleinen Teil als disponiblen Rest. Sie übernehmen mit Annahme der Erbschaft die Verpflichtung, verschiedene Legate auszuzahlen und einzelne Personen lebenslang in ihren Stellungen zu belassen, so Herrn Christian Flügge, Hausmeister des Besitzes bei Pelle und Herrn Manuel Carrera, Direktor der Goldwäscherei in Diamantina in der Provinz Minos Nerses, außerdem den Verwalter des Stadthauses in Rio de Janeiro, Herrn Rodrigo Lopez. Der Besitz in Pelle soll ebenso unverkäuflich sein wie die Besitzungen in Südamerika. Sollten Sie heiraten, so geht der ganze Besitz an Ihre Kinder über, sterben Sie kinderlos, dann sollen die oben genannten zwei treuen Mitarbeiter Herrn Mendes, soweit sie Sie überleben, die Nutznießung des gesamten Vermögens haben, das nach ihrem Tode an den Staat fällt."

Der Justizrat schöpfte Atem.

„Soweit das Testament! Hier ist dann noch ein Brief, den ich Ihnen zu übergeben habe, wenn Sie sich bereit erklären, die Erbschaft anzunehmen. Ich frage Sie also hiermit in aller Form."

Pieters Mörs kratzte sich verlegen den Kopf. Ihm schwirrten Zahlen und Guthaben und Anteile, Bankgeschichten, samt Lopez, Carrero und Flügge durch den Kopf. Da war er ja in eine schöne Geschichte hineingeraten! Nun würde er dauernd um das viele Geld Angst haben müssen; er wußte dabei noch nicht einmal recht, wieviel es eigentlich war. Die Zahlen sagten ihm nichts, denn er hatte bisher nur gelernt, mit seiner Heuer zu rechnen. Aber da war ja der alte, freundliche Rat: der schien etwas von Geldgeschäften zu verstehen, wenn er auch selbst keins hatte; denn so viel sah er doch schon. Und dann hatte er ja Christian Flügge. Na, es würde schon alles werden. Er ging an den Tisch, streckte dem alten Herrn die Hand hin und sagte:

„Also ich nehme an und danke Ihnen schön für Ihre Bemühung, und Sie sind auch so gut und helfen mir bei all dem Geld, denn ich habe immer gewußt, wie ich mit meiner Heuer auskommen mußte, aber von Häusern und Pferden und Goldwäscherei, da weiß ich nichts."

Der Justizrat sah dem Pieter durch die hellen Augen bis in alle Tiefen seiner Seele und sagte gern zu.

„Nun fahren Sie nur zuerst einmal nach Ihrem Hause und richten sich da ein bißchen ein! Morgen kann ich ja dann einmal nach Ihnen sehen", sagte er und gab Pieter die Hand.

Der mußte nun jetzt sehen, daß das da draußen sein Wagen und seine Pferde waren und daß der Kutscher da vor ihm an den Hut faßte und nicht vor dem feinen Herrn Flügge, der doch so einen schönen Bratenrock anhatte. Man mußte sich eben daran gewöhnen. So ging Pieter jetzt selbstbewußt an den Wagen und stieg ein, während Herr Flügge ihm nachkletterte.

Der Wagen fuhr in flottem Tempo durch die kleine Stadt, draußen auf der Chaussee an der Weser entlang, bog dann den Weg herauf und hielt vor einem schönen, schmiedeeisernen Tore.

„Da ist Villa Mende," sagte Flügge und wies auf ein stattliches Gebäude, das vor ihnen lag. „Ihr neues Heim, Herr Mörs."

Pieter sah mit Interesse die Türme und Erker und den bunten Garten, der hinter dem Tore lag, das jetzt vor ihnen geöffnet wurde.

„Der Gärtner," sagte Flügge und zeigte auf den Mann, der mit dem Hute in der Hand dastand.

„Tag auch," sagte Pieter Mörs, aber sie fuhren schon weiter.

Am Tore standen zwei Mädchen und ein Diener.

„Herr Mende ist hier mit geringer Bedienung ausgekommen," erklärte Herr Flügge, „drüben in Rio war das anders, aber in Deutschland wollte der selige Herr anders leben."

Pieter Mörs dachte schon gar nicht mehr an seine Heuer, sagte allen guten Tag und ließ sich durch das Haus führen. Im Schlafzimmer blieb Flügge verlegen stehen.

„Herr Mende hatte ungefähr Ihre Figur," sagte er und schloß einen Kleiderschrank auf. „Vielleicht, wenn es Ihnen nicht unangenehm ist, probieren Sie einen Anzug von ihm an?"

Pieter begriff. „Sie meinen, Herr Flügge, mein Matrosenjackett paßt nicht in die feine Villa."

„Das will ich nun natürlich nicht sagen, aber — aber . . ."

Er druckste.

„Lassen Sie man, Sie haben ja ganz recht; hier muß man sich anders landfein machen als in St. Pauli."

„Soll ich den Fritz schicken?"

„Wer ist denn das?"

„Der Kammerdiener; er kann beim Anziehen helfen, Herr Mende wünschte das."

Pieter lachte laut los.

„Nee, nee, da genier ich mich ja! Legen Sie nur was her; ich werde schon allein fertig."

Aber es war doch ein schweres Stück Arbeit, und als er fertig war, drückte ihn die Geschichte an allen Ecken. Den Schlips hatte er als Seemannsknoten gebunden und trat so in das Arbeitszimmer. Sofort klopfte es draußen, und Flügge trat ein, musterte seinen neuen Herrn rasch und wies auf den Schlips.

„Dark ich den richtig binden?" — „Tun Sie das," bat Pieter. „Mit so'n Ding kann ich nich umgehen." Schließlich war alles überstanden, und Flügge ließ ihn allein. Jetzt dachte Pieter auch an seinen Brief und setzte sich bequem zurecht. „Lieber Neffe," las er. „Wenn Du diesen Brief bekommst, bist Du schon im Besitze meines Erbes und ein reicher Mann. Als Matrose wirst Du wohl kein Vermögen erspart haben! Ich kenne das; die Weiber in den Hafenstädten und die Wirte wissen schon, wovon sie leben. Damit Dir die Last nicht zu groß wird, habe ich ein paar Leute neben Dich gestellt, auf die Du Dich verlassen kannst. Da ist zuerst einmal der Justizrat Meyer in Pelle, eine ehrliche Haut, aber beim Skate mußt Du aufpassen: er mauert und hält Leichenreden. Gib ihm jedesmal eine Flasche Rheinwein; das liebt er und dann bessert er sich auch. Außerdem sieht er in die Karten und versucht, im Spiegel zu luchsen; Du muß ihn mit dem Gesicht nach dem Fenster zu setzen. Dann sind da der Pastor und der Tierarzt; mit denen kannst Du auch ruhig spielen. Aber der Doktor spielte immer falsch aus; dem gib Mosel, und dem Pastor einen Nordhäuser dazu. Pfeife rauchen sie alle. Nun hast Du Verkehr in Pelle. Mit den anderen Leuten vom Gericht mochte ich nichts zu schaffen haben. Menschen, die vom Streite anderer leben, mag ich nicht, die hatte ich in Manaua genug. Der alte Christian Flügge ist gut und ehrlich. Wenn er eine spiritistische Regung hat, darfst Du's nicht tragisch nehmen. Er trinkt denselben Nordhäuser wie der Pastor, aber mehr, und heimlich, als er meint. Laß daher eine Flasche im Lesezimmer stehen und drücke ein Auge zu, wenn sie alle ist. Es ist genug da. Fritz ist ein Schmutzhaus aber brauchbar; wenn er Importen raucht, mußt Du ihm zur Strafe drei Löffel Rizinusöl geben; das verträgt er nicht, und dann läßt er's. Paß aber gut auf, daß er sie nicht heimlich in eine von den guten Vasen spuckt. Die Mädels und der Gärtner sind brav. Lopez und Carrero stehlen Dir weniger, als andere Leute in solchen Stellungen tun werden; sie sind, was man da drüben ehrlich nennt. Nun will ich Dir von mir erzählen. Daß ich zur See gegangen bin und nichts mehr von mir hören ließ, das hat Dir Deine Mutter ganz sicher erzählt. Ich bin erst viel gefahren als Matrose, meist auf Dampfern, manchmal auch auf einem Schiffe. Dann habe ich mal in Rio abgemustert und bin an Land gegangen, weil es dort Gold geben sollte. Ich habe lange gewaschen und gegraben; aber es war immer nichts; schließlich bin ich aber doch an eine Stelle gekommen und habe sie ausgenutzt. Ich habe nicht wie die anderen alles versoffen und verspielt, sondern immer gearbeitet und mich mit einem tüchtigen Ingenieur zusammengetan. Der arme Kerl ist gestorben und hat mir wieder alles vermacht; so wurde ich reicher und reicher, zog nach Rio und habe mir dort ein Haus gekauft. Hier in Deutschland würden sie es vielleicht Palast nennen. Nun wollte ich noch meiner guten Schwester helfen; aber sie war leider gestorben, und von Dir wußten sie nur, daß Du auf See bist. Drüben hab' ich's nicht ausgehalten und bin nach Deutschland gefahren. Nach Husum wollte ich nicht gehen, von der See wollte ich überhaupt nichts mehr wissen. Da bin ich mal von Bremen hier vorbeigekommen; es hat mir gefallen. Das Haus habo ich gekauft und ausgebaut, und hier will ich sterben.

Nun noch eins lieber Neffe. Früher in Bremen, da ist mir mal was mit einem Mädchen passiert, sie hieß Marie Ruttenscher und war Näherin. Die wollte ich heiraten, aber nachher kam was dazwischen, ich blieb allein, und als ich später nach ihr gefragt habe, war sie fort. Forsche nach, ob Du die Marie oder ihre Kinder, wenn sie solche hat, findest, und dann, wenn Du ein ehrlicher Kerl bist, machst Du gut, was ich nicht mehr tun konnte, und zahlst ihnen ein Kapital aus, daß sie davon ohne Sorgen leben können und mit Freuden an mich denken. Und der Marie schickst Du etwas sehr Schönes von mir und sagst, das wäre nicht so gemeint gewesen. Ich kann mich da auf den Jungen von meiner Schwester verlassen. Und daß ich's nicht vergesse! Der Mutter setze einen schönen Grabstein und schreibe darauf „von ihrem treuen Bruder", das ist wahr, das bin ich immer gewesen, es ist nur was dazwischen gekommen, und dann war sie tot. Und wenn Du diesen Brief liest, dann bin ich auch tot. Glaube keinem Menschen! Sie wollen alle Dein Geld, und denke manchmal an Deinen toten Onkel. Jakobus Mende."

NB. Die zehn Flaschen, die im Sonderfache da unten im Keller stehen, der Schlüssel liegt im Schreibtische, die trinke zu meinem Gedächtnis mit dem alten Meyer, dem Pastor und dem Christian Flügge. Es ist schweres Zeug und wird Euch genügen. Der Tierarzt soll dabei die Leichenrede halten und der Pastor muß zuhören, aber es darf nichts übrig bleiben. — „Tja," sagte Pieter und faltete den Brief zusammen, „jetzt sind wir woll Millionär." — —

Pieter Mörs tat alles, was der tote Onkel gewollt hatte. Die feuchte Leichenfeier bekam ihm besser als den anderen, trotzdem er wie sie manchen Schnaps dazwischen einzuschenken hatte. Die Legate zahlte er brav aus und überlegte nun, was er wegen Marie Ruttenscher tun sollte. Ja, wenn sie noch in Hamburg gewesen wäre. Er war dort gut bekannt; aber in Bremen war er sein Lebtag noch nicht gewesen. Auf einem Schiffe von Senator Rickmann war er ja gefahren; aber was wußte der von einem Jungmannen vorm Mast! Der kannte kaum die Kapitäne. Das nützte nichts; aber getan mußte etwas werden. Er saß gerade auf der Mauer im Garten und sah zu, wie ab und zu mal ein Dampfer kam. Stromaufwärts mußten sie ja sehr kranen; aber mit dem Strome ging es glatt. Mit dem Wagen fahren machte ihm keinen Spaß; er brauchte Wasser.

Eines Tages sah Pieter von Höxter her den Dampfer kommen, und da faßte ihn wieder die große Sehnsucht nach einem Schiffe, wenn's auch nur ein Flußkapitän war. Er sprang rasch über die Mauer und lief hinunter zur Anlegestelle. Prustend legte der Dampfer an, und Pieter Mörs stieg ein und kletterte gleich darauf auf die Brücke. Der Kapitän stand im Steuerhäuschen und kommandierte die Abfahrt; das war schwerer, als Pieter sich das gedacht hatte; als er aber dann in Fahrt war, nahm der Junge das Steuer, und Pieter begann mit dem Kapitän zu sprechen. Der Schiffer war von Bremen, und die Reederei gehörte dem Senator Müller zu eigen. Da packte Pieter rasch mit dem Senator Rickmann aus und mit Passatwinden und Taifun und fragte schließlich, ob der Schiffer nicht in Bremen eine Marie Ruttenscher wüßte.

Nein, die kannte er nicht; aber da war die Näherin Katharina Schlagmeyer, die verstand ihr Fach auch.

Pieter sagte, daß er nichts nähen lassen wolle, sondern es handle sich um eine Erbschaft, und der Schiffer versprach, nachzuforschen.

Ein paar Stationen weiter, in der Teufelsmühle, war auch eine junge, elegante Dame eingestiegen und hatte sich dicht neben Pieter Mörs hingesetzt. So hatte sie auch mancherlei aufgeschnappt, den Namen Maria Ruttenscher gehört, und daß Pieter Mörs in Pelle wohnte. Die Geschichte von der großen Erbschaft hatte ja in allen Zeitungen gestanden, und nun war sie orientiert, daß diese Maria Ruttenscher einen Teil davon haben sollte. So hatte sie verstanden. Lange war sie nicht mitgefahren, hatte sich auch später nicht mehr um die Unterhaltung gekümmert. Pieter Mörs war das nicht aufgefallen; er hatte in dem Schiffer einen dankbaren Zuhörer für sein echt seemännisches Garn gefunden und log nun, daß sich die Deckplanken bogen, bis Bodenwerder. Da fiel ihm ein, daß ja zu Hause keiner wissen könne, wo er geblieben war, und weil gerade das Schiff von der anderen Seite kam, stieg er um und fuhr wieder zurück.

Die junge Dame aber fuhr mit dem Postauto nach Schwalenberg und Sternheim und von da mit dem Zuge nach Pyrmont. Sie stieg im Kurhotel ab, wo sie bereits von einem Herrn von Dohlen erwartet wurde.

Im Fremdenbuche stand die Dame als Mizzi Lala, Tänzerin, und Alfred von Dohlen als Rittergutsbesitzer. Das Gut hatte er nicht angegeben.

Als Mizzi draußen mit einem der hübschen, gelben Pyrmonter Wagen vorfuhr, saß Dohlen im Vestibül hinter einem Berge von Zeitschriften.

„Komm mit in den Park", sagte sie. „Ich muß dich ungeniert sprechen." —

„Hast du ihn gesehen?"

Mizzi nickte.

„Gesehen habe ist ihn und gehört. Wenn wir es schlau anfangen, ist da leicht etwas zu machen."

Sie zog ihn an der Terrasse vorbei, die Allee entlang, nach den Weißfischteichen, wo es um diese Zeit menschenleer war. Hier setzten sie sich auf eine Bank.

„Das Spülmädchen, das wir bestochen haben, hatte gesehen, wie er über die Mauer sprang und in den Dampfer nach Hameln hineinstieg; sie lief rasch zu mir, und ich bin mit dem Wagen zur Teufelsmühle gefahren, habe das Schiff dort eingeholt und mich neben ihn gesetzt. Er plapperte gerade dem Kapitän seine ganze Lebensgeschichte vor. Und da ist ein dunkler Punkt. Er sucht eine Näherin Maria Ruttenscher, die früher in Bremen gelebt hat, daß denen ein Teil der Erbschaft zusteht. Es scheint, daß diese Maria Ruttenscher mit dem verstorbenen Mende einmal verlobt war."

„Ja," sagte der Gutsbesitzer, „aber wo finden wir die Maria Ruttenscher?"

„Die ist tot"

„Woher weißt du das?"

„Döskopp, das sage ich einfach! Er hat nämlich auch erzählt, daß das Legat nicht im großen Testament aufgeführt ist, sondern in einem Briefe steht, der nur ihn allein angeht. Die Näherin ist nun eben gestorben und ich bin ihre einzige Tochter."

„Du bist doch schlau, Mizzi. Aber, wenn nun die richtige Ruttenscher auftaucht?"

„Nach der müssen wir erst einmal Nachforschungen anstellen, und wenn sie wirklich noch lebt, dann muß sie eben entfernt werden."

„Mizzi, keinen Mord! Ich bin ein Lump, aber kein Mörder."

„Ein Esel bist du! Wer redet denn von Mord? Sie kriegt einen schönen Posten, vielleicht als Näherin auf deinem Gute."

„Da müßten wir auf den Mond reisen! Bleib doch lieber ernst."

„Ich bin ganz ernst! Den Posten für die Frau finde ich schon; wir nehmen einen Teil der Erbschaft und kaufen sie in ein Stift ein."

„Das Legat wollen wir schon bekommen; die Hauptarbeit kommt dann erst."

„Anfänger! Ich will kein Legat; ich will alles. Hat er erst das Legat anerkannt, dann wird er auch anerkennen, daß ich die Tochter der Ruttenscher bin. Dieselbe muß die Papiere herausrücken oder wir kriegen sie sonstwo, und dann fechte ich die Erbschaft an und verlange den ganzen Kram! — Was sagste nun?"

Dohlen sagte nichts mehr; er schüttelte nur immer den Kopf.

„Wenn das aber schief geht?"

„Hast du Angst? Dann lasse die Finger davon; ich schaffe es auch ohne dich."

„Das wirst du mir doch nicht antun!"

Sie gab ihm einen Nasenstüber.

„Nun aber an die Arbeit! Bezahle die Rechnung, die Koffer können hierbleiben; wir müssen noch heute nach Berlin."

„Und dort?"

„Wir gehen zu den sämtlichen Redaktionen der in Berlin erscheinenden Klatschblätter, und du legst ihnen untrügliche Beweise vor, daß die Tänzerin Mizzi Lasa nicht, wie behauptet wird, die Tochter eines polnischen Grafen ist, sondern eines reichen Mannes, der aber verschollen sei. Bei der zweiten sagst du statt des polnischen Grafen italienischen Conte, und redest von einer armen Frau aus Bremen. Beim nächsten sagst du, es wäre kein englischer Lord, sondern ein bekannter Goldwäschereibesitzer aus Diamantina gewesen. Wenn nun alles zusammengeht, muß die wirkliche Ruttenscher deutlich zu erkennen sein. Dann werden die Zeitungen sich in den Haaren liegen, und ich werde dementieren. Du kannst das Feuer schüren, und ich werde handeln. Es wird schon gehen."

(Fortsetzung folgt.)

Die Trennung.

Skizze aus dem Leben.

Von Hans Kandler.

(Nachdruck verboten.)

Und nun war es soweit gekommen! —

Es war die altbekannte Geschichte, die so oft vorkommende Ehebruchsgeschichte, welche so gern von Humoristen besungen wird und über die der eine schmunzelt, der andere entrüstet ist, wenn man sie am Stammtisch erzählt. Nun war es so weit, daß sie vor Gericht standen.

Wer trug denn eigentlich von ihnen die Schuld? Wer hatte den Anstoß gegeben? Hatte sie nicht Briefe aufgefangen, deren Inhalt für einen verheirateten Mann nicht paßte? Und was hatte er darauf erwidert?

„Wir Schriftsteller, wir Künstler haben Seelen, feinfühlendere Seelen als die anderen Menschen, und es sucht sogar der simpelste Mensch Gleichgesinnte. Darf denn das der Künstler nicht auch tun, sucht er nicht auch Wesen, die ihm gleichstehen, wenn nicht höher stehen? Unterläßt das einer von uns, die wir für alles Schöne und Gute leben, dann geht er zurück, versinkt in der Eintönigkeit des Alltags. Er hat nicht mehr die hohen Ideale, die ihm andere vorführen. Er sieht sie nicht, sein Gesichtskreis wird enger und enger; er schrumpft langsam zu dem zusammen, womit er sich täglich befaßt. — Und ist es meine Schuld, daß eine so große Seele gerade ein Weib besitzt, das nicht mein Weib ist — ein Weib, dessen Anschauungen, Ideale, Gedanken mit den meinigen zusammenfließen zu mächtigen Harmonien?"

Und er hatte sie vorwurfsvoll angesehen und war fortgegangen, vielleicht zu der anderen.

„Warum nahmst du mich und nicht eine andere, eine, die dir geistig höher stand, warum mußtest du mich erst unglücklich machen?" Das hätte sie schreien können, doch sie schwieg. Sie wußte ja, daß sie sich, auf Schönheit und Vermögen pochend, ihm an den Hals geworfen hatte. Wie stolz war sie gewesen, den Namen eines berühmten und vielgelesenen Schriftstellers, des Dr. Karsen, als dessen Frau zu tragen. Und ihre beiden Mittel wirkten. Ihre Schönheit begeisterte ihn auf den ersten Augenblick, und ihre Heirat sicherte ihm eine glänzende Zukunft, die er dem unsicheren Kunstleben — er hatte auch noch Schulden — vorzog.

Und dann kam das Erwachen aus dem süßen Traum beiderseitiger Berechnungen, kam der Riß in der nur kurz andauernden Harmonie: Er sah es immer deutlicher, wie sie weit, weit unter ihm stand. Ihre falsche Beurteilung, Auffassung seiner Werke, schlugen ihm wie Faustschläge ins Gesicht, zerrissen das wenige, das er noch für sie besaß, so daß in seinem Herzen nichts mehr für sie blieb. Ja, als er sie oft in der Gemeinschaft eines ihrer Jugendfreunde fand, eines für ihn simplen, nichtssagenden Menschen, der einen wie für ihn geschaffenen Stand im bürgerlichen Leben — er war Beamter, mittlerer Ministerialbeamter — inne hatte, als er sah, wie sich ihr Wesen bei solchen Besuchen veränderte, da war sein innigster Wunsch: „Fort von dem Weibe, hinweg die Last, die ich mir auferlegt habe."

Und sie — einst eine gute, bescheidene und schlichte Hausfrau — sah mit Entsetzen den Verkehr ihres Gatten mit der Schauspielerin Verdin, sah den Flirt, den er so hochpoetisch „Geistesaustausch" genannt, und warf sich, ohne recht zu wissen, was sie tat, ihrem Jugendfreunde in die Arme, einem Manne, der sie jetzt mehr begeistern konnte, als wie dieser Übermensch.

Der Vorsitzende ließ sich alles haarklein berichten. Beide hatten gute Rechtsanwälte, die es verstanden, erst recht ein grelles Licht in diese Eheirrung hineinzuwerfen, diese beiden unterstrichen und hoben hervor, wo es gerade angebracht war, so daß das Resultat zur beiderseitigen Zufriedenheit lautete: „Geschieden".

Vor dem Landgericht trafen sie nochmals zusammen.

Sie hatten sich nach der Verhandlung ihren Anwälten gewidmet, daß sie ihre Trennung ein gegenseitiges Wort zur Trennung, vergaßen, soweit standen sie sich schon entfernt. Und nun auf der Straße sah er nochmals die schöne, hochaufgerichtete Erscheinung seiner — seiner früheren Frau, sah nochmals ihr feines Profil, das ihn als Künstler so entzückt hatte, die schmalen durchsichtigen Händchen und den matten, verschleierten Blick. —

Er ging auf sie zu.

„Ich wollte dir eigentlich noch danken, daß du es mir so leicht machtest", sagte er ernst. „Doch ich hab' es wohl nicht nötig, wir halfen uns ja gegenseitig — auseinanderzukommen. Wir arbeiteten gemeinschaftlich an diesem Werke, und es gelang. Eigentlich müßte ich dich auch für vieles um Vergebung bitten; doch dasselbe ist auch umgekehrt bei dir der Fall. Als Weib," und seine Stimme wurde wärmer, „als Weib bist du mir dieselbe geblieben, auch jetzt noch; ich heiratete das Weib, das vor meinen Augen mit seiner Schönheit vor mir stand, genau wie jetzt. Ich heiratete aber auch nur ein Weib, und du nahmst aus Egoismus den Künstler, den berühmten, ohne zu wissen, was es heißt: einen Künstler zu fesseln. Doch genug davon. Werde glücklich, vielleicht werd ich's auch. Wir wollen unsere Irrungen vergessen!"

Er hatte ruhig, klar, sachlich gesprochen.

Statt aller Antwort reichte sie ihm die Hand, die zierliche Hand, von der sie den Glacehandschuh gestreift hatte. Er erfaßte sie, drückte das Händchen an seine Lippen und küßte es, genau — ganz genau so, wie er immer schönen Frauen die Hände zu küssen pflegte ...

„Ade!"

Er sah ihrem Auto nach, das dem Ministerium zusteuerte, und winkte mit einer Gebärde, wie einer, der das Examen bestanden hat und die Welt zu erobern gedenkt, eine Taxe heran.

„Schauspielhaus", rief er dem Kutscher zu.

Die Trennung für immer war geschehen.

•

Ein paar Jahre später.

Um die Giebelfenster der Mansardenwohnungen der Kirchgasse fuhr der kalte Dezembersturm. Er rüttelte und schüttelte an den wackligen Scheiben, an den noch lockerer sitzenden Ziegeln der Dächer. Denn die Häuser der Kirchgasse waren nicht gerade die massivsten, weil das ganze Viertel, durch das das Gäßchen sich wand, gerade nicht zu den besten der Hauptstadt zählte.

Der matte Schimmer, der sonst aus diesen Wohnungen der kleinen Leute, der ärmsten Bevölkerungsschicht zaghaft in die Nacht drang, war erloschen.

Doch nein — aus einem der niedrigen Fenster drang Licht in die kalte Winternacht, daß Schneeflocken sich neugierig zusammendrängten und vor dem Fensterchen Halt machten, auf und ab tanzten, um von der Lampe Schein sekundenlang beleuchtet zu werden. Drinnen im Zimmerchen mußte aber auch etwas ganz Besonderes sein; denn immer wieder kamen die Schneeflocken, immer von neuem tanzten sie auf und ab, und der Wind, der sonst auf nichts achtende Geselle, setzte sogar aus und schien zu lauschen.

Klein war das Zimmer da drinnen, kurz und schmal. Mit seinen schiefen Giebelwänden wirkte es erdrückend. Der matte Schein der alten Petroleumlampe mit dem oben schief abgeschlagenen Zylinder und dem Sprung in der Glocke glitt zaghaft über die abgenutzte Wachstuchtischdecke an den kahlen, getünchten Wänden entlang bis an das wurmstichige verschossene Sofa, auf dem ein Weib gebettet lag, ein Weib, deren einstige schöne Züge durch jahrelangen Schmerz sich so verändern konnten, dessen schmale Händchen nicht zu den fadenscheinigen Sachen paßten, die daneben über einem Stuhl hingen. Und neben ihr auf einem knarrenden Stuhle saß er, — der einst berühmte, der bejubelte Karsen! Er hatte das Gesicht in die Hände vergraben: ein Bild des Jammers.

Nichts unterbrach die Stille in dem Raum, in Karsens einzigem Zimmer, als das zeitweise nervöse Schluchzen des zusammengesunkenen Mannes, als das Heulen des wieder einsetzenden Windes. Nicht einmal ein Ticken der Uhr war vernehmbar, denn er besaß keine mehr. So weit war er herunter, und so mußten sie sich wiedersehen: er und sie.

Ihm ging seine Vergangenheit durch den Kopf. Die Verdin, die Schauspielerin, hatte ja längst mit ihm gebrochen, als es mit ihm bergab ging. Und da kam ganz leise, dann immer lauter und lauter und eindringlicher, immer mächtiger werdend, sich bis zum Sturm erhebend, das Verlangen nach seiner früheren Frau, nach dem einfach-schlichten Wesen, das er doch verkannt hatte, verkannt haben mußte durch seine grenzenlose Selbstüberhebung als Künstler. Da erfaßte ihn ein Ekel vor dem, was sich Kunst nannte. Er sehnte sich nur zurück nach seinem eigenen beschaulichen Heim! Und in diesem Zwiespalt, Ekel und Sehnsucht im Herzen, arbeitete er grüblerisch an allen möglichen Werken, obwohl er sah, wie seine Zukunft immer trostloser wurde, wie er tiefer und tiefer sank mit dem Steigen der Schulden...

Da eines Tages hatte ihn eine furchtbare Angst gepackt. Er war hinaus nach dem Kanal gehastet, ohne zu wissen, warum er's tat. Er lief dort auf und ab und suchte, und wußte selbst nicht, was er finden sollte. Acht Tage hatte er sich herumgetrieben. Da war plötzlich sie erschienen, seine einstige Frau. Er wollte rasch zu ihr hin. Doch sie sah ihn nicht, steuerte zum Kanal hin — ein Sprung — ein Schrei, und das Entsetzliche war geschehen! Ohne Zaudern sprang er ihr in das eiskalte Wasser nach und brachte sie auf sein Zimmer.

Ohne Bewußtsein, wie eine Tote lag sie vor ihm, und beim ersten Aufschlag der Lider hatte sie seinen Namen gelispelt, so fein, daß er es kaum hörte. Und doch war es ihm, als stimmte ein Chor Engel ein Tedeum an. Da sah er nicht mehr sein Elend, seine Zukunft, er war bei ihr, er hatte sie wiedergewonnen.

Und sie mußte ihm erzählen, alles — alles.

Nach der Scheidung und Wiedervermählung gab ihr Mann die Stellung auf, spekulierte und fing an zu spielen, enorm hoch. Das ging Jahr für Jahr, bis der Ruin hereinbrach: sie, die reiche Frau, stand nun bettelarm in der Welt.

Doch das alles war nichts gegen die Seelenqual, das Zurücksehnen; sie hörte von Karsens Elend, hatte von seiner rasenden Liebe zu ihr erfahren. Hundertmal beschloß sie, zu ihm zu gehen, sich ihm an den Hals zu werfen. Doch sie war ja nun das Weib eines anderen.

Er fuhr aufstöhnend aus dem Traume empor: seit acht Tagen das erste Mal geschlafen!

Da lag sie nun vor ihm, wie ein Engel. — Das blonde Haar wallte über die Schultern. Und die kleine, schneeige fast wachsern zarte Hand lag auf der roten Decke.

Er erfaßte diese Hand. Sie war kalt. Er sah ihre mädchenhaften, verklärten Züge und beugte sich zu ihr hin, ihre reizend geformten, nur etwas blassen Lippen zu küssen. Sie waren eisig. Erschreckt ließ er die zarte Hand aus der seinen gleiten, wich einen Schritt wie vor etwas Unheimlichem zurück und starrte sie an — lange — lange — —

Da kam es über ihn, das gräßliche Bewußtsein, da schrie es aus allen Ecken des Zimmers, da pfiff und heulte es der Wind, da klapperten es die Dachziegel, und sein Herz stöhnte mit jedem Schlag: Tot, tot — getrennt für immer — zum zweiten Male! —

Stundenlang sah er sie entgeistert an. Er merkte nicht, daß längst der Tag vorüber, während die Lampe auf dem Tisch rauchte und knisterte. Er saß neben der Toten, ihre Händchen in der seinen, ein gebrochener Mann, und seine Lippen murmelten immer und immer wieder: „Ewig getrennt!“

Da fuhr er auf und ließ die feuchte Hand über die heiße Stirn gleiten. Nun lächelte er eigentümlich. „Nein, nein, es gibt keine Trennung. Wir waren nie getrennt — die Seelen nicht — und wir werden nie getrennt werden! Oh, und doch weiß ich jetzt, was Trennung heißt, ich weiß, was wirkliche Trennung ist. Und es gibt doch keine Trennung — nein!“

Er tastete nach der Brusttasche. Dort hatte er einen Revolver aufgehoben — für den schlimmsten Fall. —

„Ich folge dir,“ sagte er fest, „es gibt doch keine Trennung, drum folg' ich dir.“

Und er lächelte, lächelte so innig, genau so verklärt wie sie, die Tote.

Dann war's geschehen.



* **Unwiderleglicher Beweis.** Eine heitere Gerichtssitzung fand dieser Tage in Erding bei München statt. Die Frau eines Gewerbetreibenden war angeklagt, einen schweren Diebstahl in der Schrebergartenlaube ihres Gartennachbars verübt zu haben. Die Angeklagte erschien, die ganze Tür des Gerichtssaales mit ihrer stattlichen Figur ausfüllend. Der Richter sah bedenklich nach der Anklagebank — richtig, kaum hatte die Angeklagte darauf Platz genommen, da gab's einen Krach, die Bank vermochte die 257 Pfund, die die Dame schwer war, nicht zu tragen. Zwei Stühle wurden herbeigeschafft, dann ging die Verhandlung los. Die Sache sah bedenklich für die Angeklagte aus. Sie konnte ihr Alibi für die Zeit, in der der Diebstahl begangen war, nicht nachweisen. Da, in höchster Not, brach sie weinend aus: „Ich kann doch beim besten Willen mit meinen 257 Pfund nicht durch die Laubentür durch!“ Darob große Betretenheit bei dem Richter und auch bei dem Anklagevertreter. Es wurde ein sofortiger Lokaltermin beschlossen, und das Gericht wanderte zur fraglichen Laube hinaus. Dort mühte sich die Frau nach Kräften, aber vergeblich, die Tür war für sie nicht gebaut. „Dann brauchen wir wohl erst gar nicht zum Gericht zurückkehren,“ meinte der Richter und sprach die Frau auf der Stelle frei.

*

* **Eine eigenartige Ballstatistik.** Die Gräfin Lambsdorf, die in der Petersburger Gesellschaft mehr als vierzig Jahre eine hervorragende Rolle spielte und in ihren Jugendtagen lange Zeit die erste Ballkönigin war, hat eigenartige Aufzeichnungen über Bälle und Tänze hinterlassen, die um so größeren Wert haben, als die Gräfin auf diesem Gebiet eine hervorragende Sachkennerin war. Sie hat regelrecht über alle ihre Bälle Buch geführt. Diese trockenen Zahlen sprechen aber eine beredte Sprache, da sie auf die gesellschaftlichen Verhältnisse der Vorkriegszeit interessante Streiflichter werfen. Die Gräfin hat bis zu ihrer Verheiratung 225 Bällen beigewohnt, nach ihrer Verheiratung noch 557. Bis zu ihrer Verheiratung wurden ihr nur 18 Liebeserklärungen gemacht. Von diesen 18 Männern erklärten sich 12 bereit, sie sofort zu heiraten. Nach ihrer Verheiratung hat sie nicht weniger als 272 Liebeserklärungen erhalten. Über hundert Männer drohten, sich ihretwegen zu erschießen, und 150 haben ihr insgesamt den Rat gegeben, sich sofort scheiden zu lassen, um sie zu heiraten. Man kann daraus erkennen, um wieviel begehrenswerter den Männern eine Frau erscheint, die bereits gebunden ist. Unter allen ihren Bewerbern erschienen ihr nur drei als geistreich, während sie die anderen nicht näher bezeichnet.

Lustige Rundschau



* **Der Herr Professor.** „Meine Herren, Sie sehen hier in meiner Hand einen ganz normalen Schädel, der gewiß einem Menschen mit verbrecherischen Neigungen gehörte. Aber mein Kollege, Professor Meyer, hat einen noch viel ausgesprocheneren Verbrecherschädel.“

*

* **Bildung.** „Meine Tochter wünscht den Klavierauszug vom Parsifal.“ — „Der vollständige Klavierauszug ist augenblicklich nicht da.“ — „Dann geben Sie mir wenigstens ein paar hübsche Couplets oder Tänze aus dem Ding.“

*

* **Reklame.** Gast: „Ober, gestern bekam ich eine doppelt so große Portion wie diese hier! Was soll das heißen?“ Ober: „Wo saßen Sie denn gestern?“ Gast: „Drüben am Fenster!“ Ober: „Aah, das ist 'ne andere Sache. Die Gäste, die am Fenster sitzen, kriegen immer größere Portionen. Wissen Se, das ist wegen der Reklame.“

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.